

# Von Wien hinab in die tiefe Südsee

Anmerkungen zu Carol Reeds neuem Film „Der Verdammte der Inseln“

Wer den wohl schönsten Nachkriegsfilmer, den „Dritten Mann“, geschaffen hat, der hat ein Anrecht darauf, daß man seinem nächsten Film mit besonderer Aufmerksamkeit entgegenseht. Carol Reed, der blonde Hüne aus England, ist dieser Mann. Er befindet sich in einer angenehmen Lage, steht er doch dem Publikum nicht mehr als Unbekannter gegenüber, sondern als gern Erwarteter. Gleichzeitig muß ihn diese Zuneigung mit Unruhe erfüllen, denn man erwartet viel, vielleicht zuviel, von ihm. War im vorigen Film Äußerstes geleistet worden, so erwartet man nun noch Stärkeres, belastet also die kommende Leistung mit einer Hypothek des Vertrauens.

Carol Reed weiß das. Er mußte befürchten, daß die seinerzeit so lobende Kritik an den neuen Film noch strengere Maßstäbe anlegen würde als jene, nach denen der „Dritte Mann“ gemessen werden wollte. Um dem zu begegnen, entzieht Reed den damals gewonnenen kritischen Normen den Grund, indem er sich einem Thema zuwendet, das nichts mit dem alten zu tun hat. Er entweicht aus dem irgendwie doch noch „heimatlichen“ Wien ins Exotische. Darüber hinaus verläßt er die heutige Zeit und bemächtigt sich des Romans eines längst verstorbenen Schriftstellers, des Polen Joseph Conrad, und dreht nach ihm den Film „Der Verdammte der Inseln“.

Hatte vor dem „Dritten Mann“ der Film „Kleines Herz in Not“ gelegen, so folgt nun ein Abenteuerfilm. Drei gänzlich verschiedene Themen und Welten, und doch alle drei Male das Seelenstudium und die Seelendarstellung als das Wesentliche. Beim „Kleinen Mann“ die Welt des späten europäischen Bürgertums, deren degenerierte Menschtypen die klare Vorstellungswelt eines Knaben ins Wan-

ken bringen, beim „Dritten Mann“ irrlichternde Charaktere in einer ausgebrannten Stadt, beim „Verdammten“ die noch intakte Welt der Kolonialweißen, in der aber der Eine, der seeisch Abgleitende, sich an eine Urnatur von Weib verliert und daran zugrunde geht.

Was soll man zu dem neuen Film „Der Verdammte der Inseln“ sagen? Soll man über-

flüssigerweise anmerken, daß das kein Reed mehr ist, wie wir ihn kannten, oder soll man sich daran halten, daß Reed hier wieder etwas Neues versucht hat? Ganz selbstverständlich hat der junge, mächtige Regisseur sich wieder an etwas Neuem versucht. Das ist ja gerade das Charakteristikum des starken Regisseurs, daß er immer wieder an etwas anderes herangeht. Genau so wie es die Kennmarke schwächerer Filmregisseure ist, daß sie sich an Aufgaben anklammern, an denen sie sich einmal bewährt haben. Sie werden die Konfektionäre der Filmindustrie und sind als solche für die Kritik unergiebig. Der starke Regisseur wagt sich an neue Aufgaben. Er wirft bis zu einem gewissen Grade das bisherige Handwerkszeug weg und riskiert einen Miß Erfolg... und ernennt gerade damit im Erfolgsfalle den neuen Triumph.

Bis zu diesem Augenblick sah ich Reeds neuen Film nur in der Urfassung (also englisch gesprochen). Ich war bereits in einem anderen Saal eingetreten, um auch die synchronisierte Fassung (deutsch gesprochen) kennenzulernen, doch trieb es mich plötzlich wieder hinaus, als mir aus den gleichen Schauspielermündern die „andere“ Sprache entgegnete. Ich basiere also mein Urteil auf der authentischen Form des Films.

Aus der Uraufführung, die diesmal in Deutschland (Düsseldorf) stattfand, im Beisein des Filmschöpfers, ging ich heim wie unter einem tropischen Regen. Das hatte zwei Gründe. Einmal den, daß der Film im klatzenden Regen endet, und zum anderen den, daß dieser Film wie eine donnernde Dusche unaufhörlicher Impressionen auf uns niedergeht. Er wälzt sich uns entgegen und bezieht uns auf eine gefährliche Weise in sich ein.

Daraus aber erwächst bereits ein Kriterium. Es ist Carol Reed gelungen, die Welt des Gezeigten ganz nahe an den Zuschauer heranzuschieben. Sie begreift ihn ein. Atemlos wird er mitgerissen von einem Geschehen, das nur dann eine Besinnungspause gewährt, wenn die Akteure sich vereinzeln und Dialoge führen. Und selbst dann verrutscht unablässige Ebene, denn plötzlich geht ein heftig sich entwickelnder Wortwechsel „auf und davon“, oder es trifft sich die unheimliche, rabiate, insinuierende, aber stets schweigende (!) Aussage der Exotin Aissa mit dem Liebesgestam-

mel des Abenteurers Willems, dessen leidenschaftliche Ausbrüche auf dem samtenen Fels der Frauenhaut Aissas zerbrechen. Oder es reißt den Zuschauer in die tropische, tückische Wasserstraße, auf Riffe, und die Kamera zwingt ihn, zwischen schrecklichen Felsen hindurch die hin- und hergerissene Takelage des Seglers, der die handelnden Menschen in diese paradiesische Hölle führt, angstvoll anzustarren. Der Zuschauer wird keinen Augenblick im Zustand des bequemen Betrachtens, des typischen Kinostandes, gelassen, sondern er wird — leidend — aktiviert. Er selbst gerät mit ins Schleudern, wird persönlich bedroht; wird selbst von Aissa „probiert“. Die Bildfolge in ihrem heftigen Schnitt überwältigt. Was der Zuschauer sieht, in der Wabe der Hütten, im von Kindern wimmelnden Hafen, wo Kanoes wie besessen die Leinwand zer sägen, wenn eine Mauer verhutzelter Weiber, eine Wand zusammengeschrumpfter Männer, ein Pandämonium nackter Negerlein die Spielfläche des Films „hinter sich lassen“, wenn die bösartig neugierige Kamera Schlünde dem Blick eröffnet, indem sie Felstürme beiseiteschiebt wie mit einem muskulösen Arm, und die Segelmaste hin- und herknirschen und bis zum Gefahrenpunkt hinabtauchen, dann muß eigentlich die Leinwand zerreißen.

Wurde jemals eine solch tolle Szene gedreht wie die Liebesszene Aissas mit Willems, in der lauernde, neugierige Kleinkädeläugen den aufreizenden, sirenhaften Chor, den vor Lust kichernden Kommentator machen? Oder wo Willems, von einer Khabenhorde geneckt, ins Wasser plumpst? Sah man jemals einen verlorenen Menschen, den eine Alraune in sehr langen Armen und Fingern hat, so hektisch verhext seine Wege machen?

Der Film ist nicht koloriert, aber er hat die Farbe nicht nötig. Er hat keinem Plastikverfahren unterlegen, und ist plastisch. Er ist nicht, wie der „Dritte Mann“, durch eine Melodie, mit einem Instrument phonetisiert, sondern nur mit einer Geräusch- und Musikkulisse versehen, die nicht einmal sonderlich originell wirkt. Wenn noch der Titel mit ritzenhaften Tänzen (wie man sie aus Bali kennt) unterlegt

ist, so taucht dies doch nur noch wenige Male wieder auf und verliert sich dann, denn immer mehr drängt sich das Hauptmotiv des Films nach vorn und nimmt endlich die ganze Breite ein: der Untergang eines anfälligen Weißen in den Armen einer, selbst abtrünnigen, Eingeborenen.

Diese, Aissa im Film, Kerima in ihrem vielleicht nur sporadischen Künstlerleben, scheint nicht ganz Mensch und nicht mehr ganz Tier.



Zu scheu, um sich bei der Uraufführung seines Films „Der Verdammte der Inseln“ auf der Bühne zu zeigen, zieht Carol Reed es vor, gute Filme zu machen und dahinter zurückzutreten.

Sie sagt in diesem ganzen turbulenten Geschehen kein Wort, und wenn sie endlich, vor'm Ende, einmal, den Mund aufmacht, so verschlingt — Gott sei Dank! — die tropische Regenatmosphäre den Ton. Aissa, ein Erotikon? Totem mit magischem Blick? Sie ist ein schlangerhafter Stamm, der sich wohl in einen Pfeisten verwandeln könnte, mit eingebranntem Tatus. Ein weibliches Monument, vor dem ein Mann, ein Weißer wie dieser Willems, nur ... verrückt werden kann.

Man könnte sich vorstellen, daß Reed die beiden Hauptgestalten plastisch vor ein reliefartiges Fresko der Nebengestalten und der Statisten gestellt hätte, so daß diese schwächer im Umriß, grauer in der Farbe, schemenartig gewirkt hätten. Um so ungeheuerlicher wäre die Tragödie der beiden Hauptgestalten hervorgetreten. Aber das ist nur eine Idee, die einem vor diesem bedeutungsvollen Filmwerk kommen kann. Vielleicht gibt es so etwas einmal in einem Versuch, der das Problem des plastischen Films von der Seite einer Absetzung des Hintergrundes — ins Reliefartige und Neutral-Graue — von den davor gesetzten plastischen Hauptgestalten her löst. Aber damit hat Reeds Film nichts zu tun.

So, wie er ist, hat er den Regisseur Reed in neues Land getragen und er hat sich dort bewährt. Der Film ist von einer tropischen Fülle der Einstellungen und der Gedanken, und er stößt mit der konsequenten Durchgestaltung der Figur des Willems in gleichnishaft, dichterische Bezirke vor. Den Willem spielt, eine bedeutende Leistung auf dem Wege dieses Künstlers, Trevor Howard.

Wohl dem Theaterbesucher, der sich diesen Film zweimal ansehen kann, denn ein einziges Mal ihn zu sehen schöpft ihn nicht aus; der „tropische Regen“ der Eindrücke ist zu stark.

Hans Schaarwächter